

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 4

Artikel: Warum Jazz?
Autor: Berner, André
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

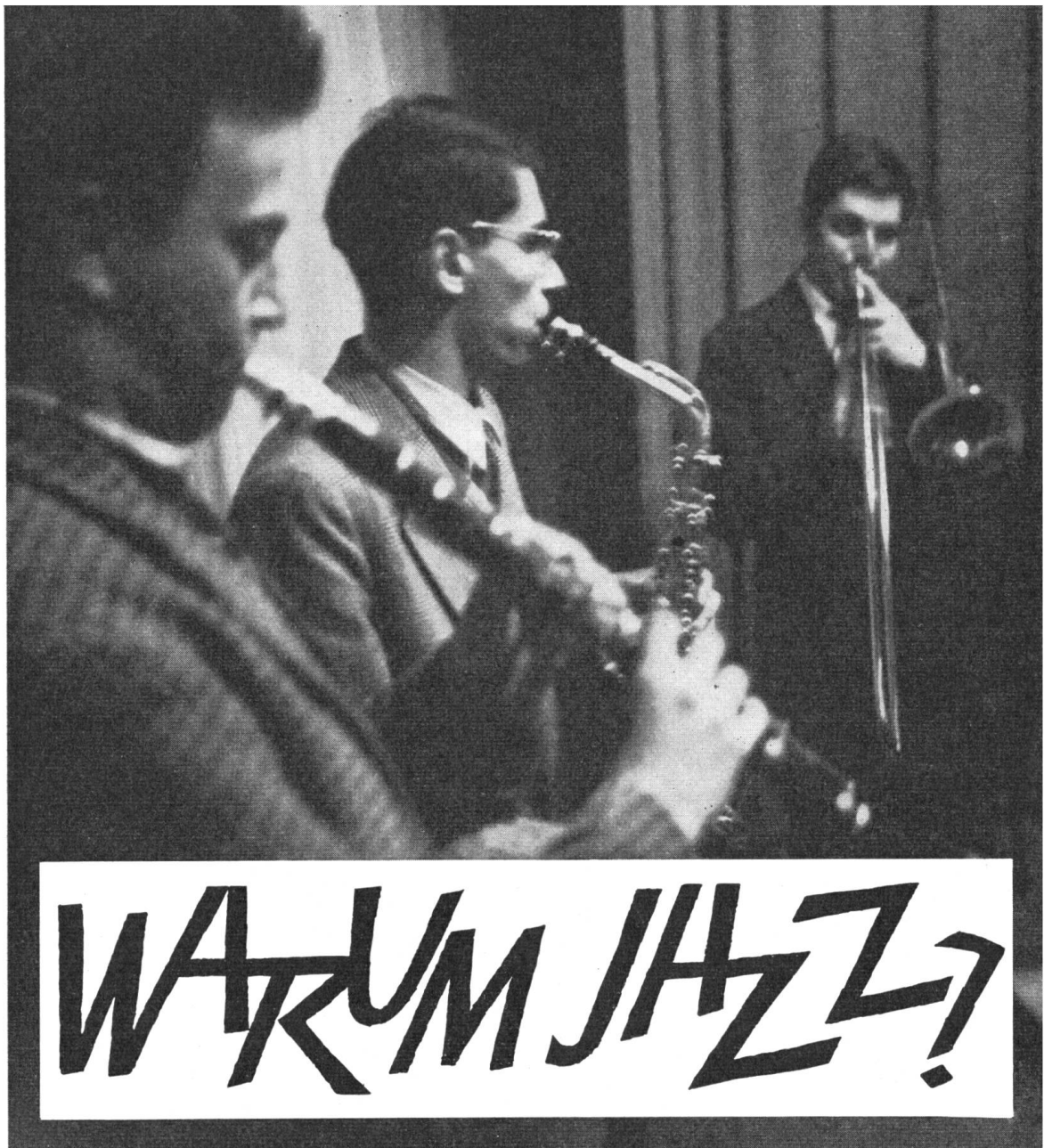
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



VON ANDRÉ BERNER

ICH weiß nicht, wie viele es unter den Lesern des «Schweizer Spiegels» gibt, die noch nie vor mehr als zehn Personen gesprochen haben. Ich jedenfalls gehörte bis zu meinem 25. Altersjahr zu dieser Kategorie. Als ich deshalb am 11. September 1951, abends 8 Uhr, im Kino Urban in Zürich zwischen dem Vorhang auf die Bühne schlüpfte, um eine Zuhörerschaft von über 1100 Personen zu be-

grüßen und damit den Beginn des ersten, von mir organisierten schweizerischen Jazzfestivals zu eröffnen, wäre ich am liebsten in den Erdboden versunken. Das Scheinwerferlicht blendete mich, ich sah überhaupt nichts. Ich schluckte trocken und brachte trotz aller Anstrengung kein Wort hervor. Nach einer Pause, die mir wie eine Ewigkeit vorkam — in Wirklichkeit dauerte sie eine Sekunde — fand ich

endlich die Sprache und stammelte einige Worte und führte das erste Orchester ein.

Die jungen Leute des ersten Orchesters spielten ängstlich, sehr dünn und zeitweise falsch. Ich erwartete jeden Augenblick, daß jemand im Publikum zu pfeifen beginne.

Aber siehe da, nach dem ersten Stück brauste ein verheißungsvoller Beifall aus dem Publikumsraum hinter die Bühne, und ich hatte die Gewißheit eines vollen Erfolges.

Letzten Herbst wurde das Jazzfestival bereits zum viertenmal durchgeführt. Während einer Woche gaben 50 Amateurorchester mit zusammen 342 Musikern aus der ganzen Schweiz Proben ihres Könnens.

Das Jazzfestival ist zu einer Institution geworden. Die zürcherischen Zeitungen widmen ihm jeweils eine ganze Seite. Große Firmen stiften wertvolle Preise. Die Wochenschau zieht es in eine Reportage ein, das Studio Zürich nimmt nicht nur alles auf, sondern hält sogar die Preisverteilung in seinem großen Saal öffentlich ab, und sogar die Television führt eine Direktübertragung vor.

Alte Liebe

Wie kam ich überhaupt mit dem Jazz in Berührung?

Ich bin von Beruf Reklamefachmann und nicht Musiker, aber erblich belastet; denn schon mein Vater war nicht Berufsmusiker, aber ein leidenschaftlicher Musikfreund. Er ist, nebenbei bemerkt, ein echter Berner Oberländer von Heiligenschwendi, meine Mutter aber Ägypterin, eine Mischung, die ich ausgezeichnet finde.

Man meint bei uns häufig, Jazz sei eine Angelegenheit der jüngsten Generation. Schon mein Vater gründete aber vor 35 Jahren, im Alter von 15 Jahren, das erste Amateur-Jazz-Orchester der Schweiz. Mein Vater war sehr musikbegeistert. Er besitzt das Kapellmeisterdiplom, machte aber aus dieser Fähigkeit nie einen Beruf. Heute spielt er vor allem klassische Musik.

Schon mit zehn Jahren begann ich mich für Jazz zu interessieren und wollte selbstverständlich das Klavierspielen erlernen. Man würde nun denken, das Milieu dafür wäre ganz besonders günstig gewesen. Talentierte Vätern fehlt aber bekanntlich sehr oft die Geduld in dem Gebiet, in dem sie sich auszeichnen. So

konnte mein Vater nicht begreifen, daß ich nicht schnellere Fortschritte machte. Es blieb also bei wenigen Stunden...

Ich wechselte deshalb vom Klavier zu einem wesentlich geräuschloseren Instrument über, nämlich zum Schlagzeug. Ich sage das nicht als Witz; denn um den Vater mit meinem Lärm nicht zu stören, übte ich stundenlang, indem ich auf die Kissen unseres Sofas schlug.

Bei dieser ausgesprochenen Neigung konnte es nicht ausbleiben, daß ich schon mit 14 Jahren mit gleichaltrigen Kameraden von der Kantonsschule zusammentraf und daß wir, wie es so geht, ein kleines Orchester gründeten. Als Vorbild galt Benny Goodman und für mich natürlich Gene Krupa. Unsere Instrumente wurden teilweise gemietet, teilweise aus Mecano zusammengestellt. Wir spielten hie und da an Hochzeiten, an Klassenabenden oder an Geburtstagen. Pro Mann bekamen wir ungefähr 40—50 Franken für eine Nacht.

Musikalisch waren wir nicht besonders gut, aber unsere Begeisterung steckte scheinbar die Gäste an, und so waren wir begehrt. Auch im ersten Semester konnten wir noch da und dort etwas Taschengeld verdienen, indem unser Orchester an Bällen spielte oder kleinere Schülerkonzerte veranstaltete.

In diese Zeit fällt nun ein, wenigstens für uns, wichtiges Ereignis. Ein Freund feierte seinen Geburtstag und wünschte sich von seinem Vater ein eigenartiges Geschenk. Wir hatten davon gehört, daß in Genf eine sogenannte Dixieland-Formation im Entstehen begriffen sei. Unser Freund wünschte sich nun zu seinem Geburtstag eine Aufführung dieses Orchesters. Da es auch heute noch Väter gibt, die dem Sprössling keine Bitte abschlagen können, wurde der Wunsch bewilligt.

Das Orchester bestand aber nur aus einem Pianisten, einem Trompeter, Posaunisten und Sopransaxophonisten. Das heißt also, Schlagzeug und Baß fehlten. Infolgedessen durfte ich einspringen und ans Schlagzeug sitzen. Das Konzert fand im Restaurant Neues Klösterli in Zürich statt. Der Erfolg war so groß, daß wir beschlossen, zusammenzubleiben. So entstand das erste Renaissance-New-Orleans-Orchester der Schweiz, «New-Orleans-Stompers» genannt.

Es ist kaum zu glauben, aber wir konnten unsere Laufbahn damit krönen, daß wir vor ausverkauftem Saal in der Tonhalle das erste Amateur-Jazzkonzert bieten durften.

Der Erfolg war zu groß. Jeder der Mitwirkenden schrieb das Gelingen seinem Können zu, und damit war das Ende des Teams besiegelt. Das hatte aber doch einen Vorteil, denn es entstanden nun fünf neue Orchester, denen jeweils einer dieser «Tonhallestars» vorstand.

Kleine Jazzkunde

Nun ist es vielleicht doch am Platz, daß ich für jene Leser, die musikalisch nicht interessiert sind, einige Erklärungen darüber abgebe, um was es sich beim Jazz überhaupt handelt. Die Redaktion des «Schweizer Spiegels» hat mir eingeschärft, so zu schreiben, daß auch jemand, der noch nie Jazz gehört hat, einen Begriff von dieser Art Musik bekommt. Das ist natürlich genau so unmöglich, wie wenn man jemandem, der noch nie jodeln gehört hat, das Jodeln erklären müßte.

Aber solche Leute gibt es wahrscheinlich gar nicht. Alle haben schon Jazz gehört — zum mindesten in Form von Tanzmusik —, nur viele mit solchen Vorurteilen, daß sie sozusagen ihre Ohren schlossen.

Nun, Jazz ist ursprünglich eine um die Jahrhundertwende in Amerika entstandene Volks- und Tanzmusik, deren Hauptmerkmale synkopierte Rhythmen sind. Unter einer Synkope versteht man einen Gegenakzent, das heißt die Betonung einer ihrer Taktstellung nach unbetonten Note. Diese Synkopen geben dem Jazz den eigenartigen Charakter, sie wirken leidenschaftlich, pathetisch, unruhig, also durchaus unklassisch.

Der Rhythmus spielt im Jazz eine entscheidende Rolle. Er liegt hauptsächlich in den Händen der sogenannten Rhythm Section. Dazu gehört in erster Linie das Schlagzeug. Der Schlagzeuger spielt eine Komposition von mindestens zwei Schlaginstrumenten. Er spielt gleichzeitig den fundamentalen Rhythmus, zum Beispiel mit dem Pedal auf der großen Trommel und eine Art Melodierhythmus mit den Schlegeln auf der kleinen Trommel. Der Widerstreit der beiden Rhythmen ist für das Wesen der Jazzmusik wichtig. Jazz verlangt vom Hörer ein paralleles Erleben von mehreren Rhythmen.

Die festgelegte Melodie tritt zurück. Sie ist nur vom thematischen Standpunkt aus, das heißt als Variiertes, wichtig. Der Jazz ist recht eigentlich eine Kunst der Improvisation.

Es wird sozusagen nie nach Noten gespielt.

Mehr als die Hälfte der Amateurmusiker kann wahrscheinlich Noten überhaupt nicht lesen. Sie spielen nach dem Gehör. Das ist aber nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung. Der führende schweizerische Jazz-Schriftsteller Jan Slawe, der verschiedene, sehr lesenswerte Publikationen über Jazz geschrieben hat, sagte einmal sehr richtig: «Jazz ist keine Kunst der Tonkomposition oder der Themenfindung. Jazz ist eine Kunst des Variierens, des Transformierens, der freien Aufführung des Gegebenen.»

Es gibt nun im Jazz über zehn verschiedene Stilrichtungen, die grundsätzlich in zwei Typen zerfallen, in «alt» und «modern».

Die sogenannten «alten Bands» weisen in der Regel Trompete, Posaune, Klarinette, Banjo, Schlagzeug (oft Waschbrett) und Baß (oft Tuba) auf. Die alte Richtung zeichnet sich dadurch aus, daß die Mitglieder kollektiv improvisieren. Jedes Stück fängt mit einer Kollektivimprovisation an und hört mit einer solchen auf. Kollektive Improvisation heißt, daß jeder Musiker gleichzeitig spielt und genau hört was sein Kollege macht. Es entsteht eine Art Durcheinander, das aber bei guten Musikern trotzdem gut klingt.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Trompete meistens die Tonlinie führt, die Klarinette oben garniert und die Posaune darauf in den untern Lagen reagiert. Der Rhythmus ist ausgesprochen stark.

Es ist eine Stimmungsmusik, eine Ausdrucksform der momentanen Gefühle, die sich bis zur Ekstase steigern kann.

Die Art, wie diese Musik gespielt wird, hat eine große Ähnlichkeit mit unsern Ländlern. Man kann nachweisen, daß die Struktur der Stücke, die Besetzung, die Harmonien, die den Themen zugrunde liegen, sehr nahe mit unserer Volksmusik verwandt sind.

Echte Ländlerkapellen improvisierten von jeher. Es ist auch bezeichnend, daß sie auf schweizerdeutsch ähnliche Fachausdrücke kennen, wie der Jazz sie nach seinem Ursprung in englischer Sprache verwendet.

So sagt man zum Beispiel von einem Klarinettisten, daß er «lüpfig» sei, wenn er so richtig anregend spielen kann, ja ein ganzes Orchester kann «lüpfig» sein, eben dann, wenn es so spielt, daß es einen zum Tanz «lüpft».

In ähnlicher Weise sagt man von einem Jazzsolisten, er spiele mit «Punch», er habe «Drive» oder ein Orchester sei «jumpy».

Heinrich Federer hat einmal gesagt: «Was ist eigentlich der Jodel? Wer das sagen könnte, der könnte uns bei dieser Gelegenheit auch lehren, was Sonnenlachen und Wellenhüpfen ist. Hören und fühlen kann man den Jodel — aber schildern nicht.» Man braucht nur einige Worte zu ersetzen, und schon gilt das Gesagte auch für die heutige Jazzmusik.

Weil der Jazz eine moderne Form der echten, demokratischen Musik ist, ist es eigentlich unbegreiflich, daß ihm gerade die Vertreter der schweizerischen Heimatkultur mit besonderer Abneigung gegenüberstehen. Zum alten Jazz gehören der ursprüngliche New-Orleans-Stil, dann der heute wieder beliebte Dixieland-Stil und der Chicago-Stil.

Fortsetzung der kleinen Jazzkunde

Das wäre also von der sogenannten alten Jazzmusik zu sagen. Die moderne geht nämlich ganz andere Wege. Sie will nicht mehr ausgesprochene Tanzmusik sein. Von Volksmusik ist gar nicht mehr die Rede, und das Stimmungsmoment tritt auf Kosten des Intellekts in den Hintergrund.

Die modernen Formationen bedienen sich vielfach feinerer Instrumente. Trompete, Posaune und Klarinette werden oft durch Vibraphon, Gitarre und Saxophon ersetzt. Die kleineren Formationen, Piano, Gitarre und Baß, sind besonders beliebt. Blasinstrumente werden nur noch ganz «linear» gespielt und nicht mehr wie Hörner.

Die Solisten sind hier Individualisten. Der Rhythmus ist fließend oder im ganz modernen Stil sogar aufgelöst. Die Harmonien werden spitzfindig und die Melodien oft so schwer, daß sie kaum nachzupfeifen sind.

Ein Kapitel für sich sind die modernen Großorchester, die nach geschriebenen Arrangements spielen. Jeder Musiker hat sein Notenblatt vor sich. Von dieser Art Jazz soll aber hier nicht die Rede sein, obgleich er auch seine Werte hat.

Aus all dem ist ersichtlich, daß zum Jazzspielen Begabung notwendig ist. Talent allein genügt aber nicht, es braucht auch sehr, sehr viel Übung, viele tausend Stunden müssen am Instrument verbracht werden.

Es braucht auch einen verträglichen Charakter; denn ein Jazzorchester ist ein Team, eine Mannschaft, eine Formation, in die sich

jeder einfügen und unterordnen muß, ohne aber seine musikalische Persönlichkeit deswegen zu opfern.

Der Initiativste des Orchesters ist meistens der Leiter, er ist aber durchaus nicht der, der am besten spielt.

Das Nette an diesen Amateurorchestern ist, daß es keine sozialen Unterschiede gibt. Vom eigentlichen Vagabunden bis zum hochbezahlten Bankjuristen ist alles vertreten. Zusammengehalten durch die gemeinsame Freude am Jazz, entwickelt sich eine nette, echte, demokratische Gemeinschaft. Es ist selbstverständlich, daß sich alles duzt.

Die Mehrzahl der Musiker stehen im Alter von 18—28 Jahren. Es hat aber auch noch jüngere und auch noch ältere darunter. Bei unserm Festival ist der jüngste 13, der älteste 45 Jahre alt. Im Gegensatz zu Amerika machen die meisten nicht mehr mit, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben. So war ein erfolgreicher Anwalt gezwungen, sein Orchester zu verlassen, weil er die Beobachtung machte, daß es seiner Praxis schadete. Er wurde als Jazzmusiker beruflich nicht mehr ganz ernst genommen. Warum eigentlich?

Ein Problem, mit dem alle diese kleinen Orchester zu kämpfen haben, ist das der Lokale. Man hat Mühe, ein Restaurant oder einen Privaten zu finden, der sein Lokal hergibt, um stundenlang ein akustisches Durcheinander hören zu müssen. Meistens muß man dann mit einer Waschküche oder einer Scheune vorlieb nehmen. Besonderes Glück hatte jahrelang ein welsches Orchester, das in der Waschküche eines Oberstdivisionärs spielen durfte.

Ich wußte, es gab in der ganzen Schweiz solche kleine Jazzorchester, die recht und schlecht, ohne viel Anregung von außen, ihre Liebhaberei betrieben. Es fehlte ihnen nicht nur an der Anregung, sondern auch an der Anerkennung, ja vielfach hatten sie unter Ablehnung der älteren Generation zu leiden.

Kulturförderung - aber ohne staatliche Subvention

Das gab mir nun die Idee, ein Jazzfestival ins Leben zu rufen, ein kleines Amateurmusikertreffen. Nach einigen Schwierigkeiten fand ich einen Kinodirektor, der den Versuch wagte. Er stellte sein Kino für sechs Abende zur Verfügung, und nun lag alles weitere an mir...

DENKSPORT: AUFGABE 1

In einer Oberbaselbieter Bauernwirtschaft traf ich etwas Eigenartiges an: Die gläsernen, weitbauchigen Flaschen auf dem «Chästerli», aus denen die Wirtin Chirsiwasser, Wätschgerwasser (Zwetschgenschgnaps), Öpfelbrenz, Birebrenz ausschenkte, enthielten je ein Muster der Früchte, aus denen der betreffende Schnaps hergestellt war, die Flasche mit dem Birnenschnaps also eine prächtig gefärbte Clairegeau-Birne, diejenige mit dem Öpfelbrenz einen fleckenlosen, voll gereiften Chüsenrainerapfel und die Flaschen mit dem Steinobstschnaps je einige der betr. Früchte an einem Zweiglein. Da die Flaschenhälse viel zu eng waren, als daß die Früchte hätten eingeführt werden können, fragte ich die Wirtin, wie sie das fertig gebracht habe. Nachdem sie mir die Sache, über die sie schon über hundertmal habe Aufschluß geben müssen, erklärt hatte, mußte ich zugeben: Es ist sehr einfach.

Auflösung auf Seite 53

Bald fand ich jedoch fruchtbarste Unterstützung in meinem Vorhaben durch die bekanntesten Persönlichkeiten des schweizerischen Jazzlebens, die sich sogleich für die Jury zur Verfügung stellten und mir auch mit vielen Anregungen behilflich waren. Dies gab mir ungeheuer Mut und stärkte, wie man sagt, den Rücken.

Pro Abend kommen acht bis zehn Nummern, das heißt acht Solopianisten und Orchester, auf die Bühne.

Allen Orchestern und Solopianisten werden die Reise- und eventuellen Übernachtungsspesen bezahlt, so daß also keiner, der sich am Festival beteiligt, Geld auslegen muß, sondern nur Preise gewinnen kann.

Jedes Orchester muß eine Liste von drei Stücken einschicken. Am Abend des Auftritts spielt es zuerst ein frei gewähltes Stück, das zweite wird dann aus der zugesandten Liste herausgepickt.

Die Jury, die sich aus Fachleuten, wie zum Beispiel Cedric Dumont, Dr. Slawe, Hans Philippi, Eddie Brunner, J. Simmen, meinem Herrn Vater usw. usw., zusammensetzt, stellt nach dem Festival gewissenhaft eine Rangliste auf. Die «gekrönten» Häupter erhalten sehr wertvolle Preise, Wanderbecher und Diplome. Zum Beispiel stiftet Herr Eugen Giannini jedes Jahr ein komplettes Schlagzeug im Werte von Fr. 1500.— für den besten Drummer. Jelmoli stellt den Wanderbecher für den besten Solisten und schenkt ihm dazu noch ein Radio. Herr Ueli «Mövenpick» Prager stiftet eine «Möve Emma» für den jüngsten klassierten Solisten usw.

Im allgemeinen finde ich offene Türen, gelegentlich habe ich aber auch bei dieser Akquisition unter der Abneigung zu leiden, die gegen den Jazz herrscht. Warum eigentlich?

Der Reklamechef einer führenden Firma sagte mir, er würde gerne mitmachen, aber er fürchte, es könnte dem Ansehen der Firma schaden.

Sogar ein führendes Musikhaus machte am Anfang aus ähnlichen Gründen Schwierigkeiten.

Alle Teilnehmer unter 18 Jahren müssen eine schriftliche Erklärung der Eltern mitbringen, wonach sie nichts gegen den Auftritt des Sprößlings einzuwenden haben. Trotzdem kommt es oft vor, daß irgendeinem Gymnasiasten vom Vater im letzten Moment das Kommen verboten wird. Ein anderer ist im Militärdienst. Ich muß hier zwar beifügen, daß es im Grunde überraschend ist, wie viele militärische Urlaube für Soldaten oder Offiziere, die sich am Festival beteiligen wollen, schon bewilligt wurden.

Jedes Jahr beteiligen sich viele Schüler des Konservatoriums, die nebenbei und heimlich Jazz spielen. Vor zwei Jahren fand, wie man mir sagte, deshalb speziell eine Sitzung statt, anlässlich der nichts gegen die Teilnahme der Schüler am Jazzfestival einzuwenden war...

Vorletztes Jahr geschah ein besonders amüsantes Stückchen. Am Montag tauchte ein junger Mann beim zweiten Orchester an der Baßgeige auf. Es fiel mir auf, daß ihn seine Kollegen mit merkwürdigen Gesichtern anschau-

ten. Es stellte sich dann heraus, daß er gar nicht zu diesem Orchester gehörte und daß ihn auch keiner hinter der Bühne kannte. Am nächsten Abend war mein Erstaunen groß, als er schon wieder bei einem Orchester den Baß zupfte. Er verschwand dann, wie er gekommen war. Ich weiß heute noch nicht, wer er ist.

Große Freude habe ich immer an den Konkurrenten unter 18 Jahren. Schon drei Wochen vor dem großen Abend fragen die Eltern an, ob der Filius wirklich auftreten werde, ob es ihm nicht bei den Hausaufgaben schade und ob ich auch bestimmt dafür Sorge trage, daß er nachher sofort nach Hause komme. Nachher sind es aber die gleichen Eltern, welche vier Logenplätze reservieren, diese Zahl dann auf sieben und schließlich auf 14 erhöhen, weil die ganze Verwandtschaft begierig ist, zu hören, was das schwarze Schaf der Familie in den letzten Monaten auf dem Klavier zusammengeklimpert hat. Die Tante Sabine findet plötzlich, der Boogie-Woogie vom Hansli sei ein musikalischer Leckerbissen gewesen.

Nach der Darbietung treffen sich alle Mitwirkenden zu einer sogenannten Jam-Session im «Weißen Wind». Zufällig zusammengewürfelte Musiker spielen zum erstenmal zusammen, was in der Jazzmusik ohne weiteres geht. Eine solche Jam-Session ist deshalb interessant, weil die Musiker ungehemmter als gewöhnlich spielen.

Nicht sachlich, aber begeisterungsfähig

Ein Kapitel für sich ist das Publikum. Das Wichtigste für mich ist natürlich, daß es da ist. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich am ersten Tag des ersten Jazzfestivals unter anderem Namen die Vorverkaufskasse anfragte, ob es noch Plätze zu Fr. 2.20 habe. Es hatte noch. Sogar um 19 Uhr hatte es sie noch. Voll schlimmer Vorahnungen zog ich mein Sonntagskleid an, holte die neue Krawatte aus dem Schrank und schritt klopfenden Herzens dem «Urban» zu. Aber siehe da, ich traute meinen Augen nicht. Eine ungeheure Schlange stand vor der Kasse, das Ausverkaufsschild leuchtete schon an drei Kategorien, und so ist es seither geblieben.

Man sagt, daß ein Teil der Besucher sich aus dem sogenannten «schlechten Publikum» zusammensetze, Jünglinge im V-Schnitt, mit ungeheuer dicken Gummisohlen, entsprechende

Kaugummi kauende Mädchen in Blue-jeans.

Dieses Publikum hat mit jedem anderen Publikum das gemeinsam, daß es auf das Spektakuläre besonders stark reagiert. Ein Pianist kann unglaublich schön und harmonisch spielen, er wird nicht den gleichen Erfolg haben wie jemand, der ein Solo auf dem Schlagzeug zum besten gibt.

Es gibt auch beim Jazz ausgesprochene Kammermusik, aber diese Zuhörer reagieren sauer darauf. Was ihnen gefällt, ist Stimmung.

Trotzdem habe ich dieses Publikum irgendwie gerne. Es ist eine ähnliche Art Leute, wie sie vor 40 Jahren die Chaplin-Filme besuchte, damals, als Chaplin noch nicht Mode war und von den Gebildeten als drittklassiger Clown abgelehnt wurde.

Diese Leute machen einfach mit, ohne nach dem Warum und Wozu zu fragen. Und ich finde es trotzdem höchst erfreulich, daß eine volle Woche lang jeden Abend über 1000 Personen Fr. 2.20 bis Fr. 5.50 bezahlen, obwohl deren Taschengeld oft sehr knapp ist, nur um Musik zu hören, auch wenn es nicht die Musik ist, die von konservativen Fürsorgern als gut bezeichnet wird.

Unser Publikum ist nicht sachlich, aber es ist nicht grausam. Die jungen Musiker, die bebend ihre Soli vortragen — und manchmal aus Angst versagen —, die sich am Schluß grotesk verbeugen oder in vielen Fällen wie Salzsäulen dastehen, werden wegen ihrer Ungeschicklichkeit nie ausgelacht. Die jungen Leute im Publikum wissen, daß ihre gleichaltrigen Kameraden auf der Bühne große Opfer auf sich genommen haben, daß sie für eine Idee begeistert sind, und diese Begeisterung, die in den Augen der Beteiligten leuchtet, überträgt sich auch auf den ganzen Saal. Von der gleichen Begeisterung sind auch die vielen Persönlichkeiten erfaßt worden, die mir geholfen haben, die Sache zu verwirklichen, und auch das viele Tausende zählende sogenannte «gute Publikum», das mit sichtbarer Skepsis den Saal betrat und schmunzelnd die Stätte verließ.

So hat mir dieses Jazzfestival zwar viel Ärger und Arbeit, aber auch sehr viel Genugtuung bereitet. Es hat mir gezeigt, daß man auch bei uns im Lande der begrenzten Möglichkeiten immer Menschen findet, die sich selbstlos in den Dienst einer Idee stellen, sogar auf dem verpönten Gebiet des Jazz.